

Der heilige Martin - nicht nur für Kinder

R=Referent L=Lektorin

R: Der heilige Martin ist bei Kindern ähnlich beliebt wie sein Bischofskollege St. Nikolaus. Praktisch jeder kirchliche Kindergarten organisiert um den 11. November eine Martinsfeier. Zuvor basteln die Kinder bunte Laternen. Die führen sie dann an Stäben mit und freuen sich an Ihrem Leuchten in der anbrechenden Dunkelheit. Die Martinsfeier kann verschieden ablaufen. Gibt es dafür eine Grundform, sozusagen einen Grundriss?

L: Ja. Die Kinder ziehen mit ihren Lampions zu einem repräsentativen Platz, etwa vor einer Kirche oder einem Rathaus und stellen sich in einem großen Kreis auf. Ein Reiter führt als heiliger Martin auf einem Pferd ihren Zug an oder kommt hinzu. Er trägt einen Soldatenumhang in Rot oder Weiß und trifft auf dem Platz auf einen Bettler, der in seinen Lumpen friert. Er spricht kurz mit ihm und gibt ihm dann - für alle gut sichtbar - die Hälfte seines Mantels. Anschließend singt man gemeinsam ein Lied, und die Kinder machen sich mit ihren Eltern auf den Heimweg.

R: Welche Lieder werden da gesungen?

L: Ein bekanntes Lied lautet: „Laterne, Laterne, / Sonne, Mond und Sterne! / Brenne auf mein Licht, / Brenne auf mein Licht, / aber nur meine liebe Laterne nicht!“ In diesem Gesang ist absolut nichts Religiöses zu finden. Ein anderes Lied ist inhaltsreicher; vielleicht können Sie einige Verse mitsprechen:

„Sankt Martin, Sankt Martin, / Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind, /
Sein Ross, das trug ihn fort geschwind, / Sankt Martin ritt mit leichtem Mut, /
Sein Mantel deckt' ihn warm, und gut.

Im Schnee, da saß ein armer Mann, / Hatt' Kleider nicht, hatt' Lumpen an, /
Helft mir doch in meiner Not, / Sonst ist der bittere Frost mein Tod!

Sankt Martin zog die Zügel an, / Sein Ross stand still beim armen Mann, /
Sankt Martin mit dem Schwerte teilt' / Den warmen Mantel unverweilt.

Sankt Martin gab den halben still, / der Bettler rasch ihm danken will. /
Sankt Martin aber ritt in Eil' / Hinweg mit seinem Mantelteil.“

R: Dieses Lied beschreibt eine Tat des 18jährigen Martin, die an seinem Festtag nachgespielt wird und die sein Biograph Sulpicius Severus so berichtet:

L: „Als Martinus nichts außer den Waffen und dem einfachen Soldatenkleid bei sich hatte, begegnete er einmal mitten im Winter, der von so außergewöhnlicher Härte war, dass viele vor lauter Kälte starben, am Stadttor vor Amiens einem nackten Armen. Dieser bat die Vorbeigehenden um Erbarmen. Doch alle liefen an dem Elenden vorbei. Da erkannte Martinus, gotterfüllt, dass der Arme...für ihn aufbewahrt sei. Doch was sollte er tun? Außer dem Soldatenmantel, mit dem er bekleidet war, hatte er ja nichts. Alles andere hatte er nämlich schon in ähnlichem Tun aufgebraucht. So nahm er denn das Schwert, das er am Gürtel trug, und teilte den Mantel mitten entzwei. Den einen Teil gab er dem Armen, mit dem anderen bekleidete er wieder sich selbst. In der folgenden Nacht erschien ihm Christus, bekleidet mit seinem halben Soldatenmantel, und Martinus hörte ihn sagen: ‚Martinus, der noch Katechumene (Taufbewerber) ist, hat mich mit diesem Mantel bekleidet.‘“

R: Auch wenn dies wohl eine Legende ist, beleuchtet sie doch eine Eigenschaft des Heiligen, die ihn früh beliebt gemacht hat: seine Fürsorge für die Armen, in denen er Christus sah. Die Szene ist wie eine Ikone christlicher Nächstenliebe und ein Vorbild für alle Generationen und Zeiten: *Miteinander teilen wie St. Martin*. - War das Martinsfest immer eine Angelegenheit für Kinder?

L: Nein, überhaupt nicht. Der 11. November war bis zur Aufklärung ein kirchlicher Feiertag mit verpflichtendem Gottesdienstbesuch, aber gleichzeitig auch ein *Bauernfest*. Man gedachte des heiligen Martin nicht, wie üblich, an seinem Todestag, dem 8. 11., sondern drei Tage später am 11. 11., der für die ländliche Bevölkerung eine große Bedeutung hatte: Es war der Tag, an dem das bäuerliche Jahr zu Ende ging, an dem der Zehnte und die Pacht zu zahlen waren und auch oft das Gesinde wechselte. Außerdem war er Markttag, war Winteranfang und lag vor dem Beginn der Adventsfastenzeit. Diese begann damals sechs Wochen vor Weihnachten und war sehr streng; der Genuss von Fleisch, Eier, Butter und Käse war untersagt. Also musste man diese Nahrungsmittel aufbrauchen, damit sie nicht verderben. An dem Tag wurde nicht nur gebetet, sondern noch einmal zünftig gegessen und getrunken, ähnlich wie vor der vorösterlichen Fastenzeit, am Fasching. Darum hat sich im Lauf der Jahrhunderte zum Martinitag ein Brauchtum entwickelt, in dem Geistliches und Weltliches verbunden waren und das Weltliche immer mehr zunahm. Betrachten wir folgende Bräuche: Martinsgans, Martinslieder, Laternenumzüge und Martinsfeuer
- Reiche Bauern und Adlige haben an diesem Schlachttag noch einmal fröhlich gegessen und getrunken. Der Brauch, eine *Martinsgans* zu verspeisen, geht darauf zurück, dass Hühner und Gänse an diesem Tag als Zinsen abgeliefert wur-

den und dass reiche Gutsherren ihre Knechte und Mägde mit einer Gans beschenkten. Im 14. Jahrhundert, als man diesen Hintergrund nicht mehr kannte, entstand die Legende, wonach sich Martin, weil er nicht zum Bischof gewählt werden wollte, in einem Gänsestall versteckte, aber von dem Geschnatter der Tiere verraten wurde. Zur Strafe werden an diesem Tag Gänse geschlachtet. Die Legende ist da nicht ganz logisch, denn die Gänse haben mit ihrem Geschnatter ja etwas Gutes bewirkt.

- *Martinslieder* sang man, um die festliche Stimmung bei den Gelagen zu steigern. Eine Kostprobe aus dem 16. Jahrhundert lautet: „Den besten Vogel, den ich weiß, / das ist ein Gans, / sie hat zwei breite Füß / und einen langen Hals. /Der best Gesang, / den sie kann: da, da, da , da / das ist gick gack, gick gack, gick gack, / da, da, da, da. / das ist gick gack, gick gack, gick gack. /Singen wir zu St. Martins Tag.“

- Bei anbrechender Dunkelheit veranstaltete man auch Umzüge mit Fackeln, die ihren Höhepunkt an einem Feuer fanden, das aus einem mächtigen Holzstoß hervorschoß und um das man tanzte. Hier liegen die Anfänge der heutigen *Laternenumzüge* und *Martinsfeuer*.

Licht und Feuer sind sowohl weltliche als auch religiöse Symbole. Vielleicht hatten die Fackelumzüge ihren Ursprung darin, dass man vor hohen Kirchenfesten - ähnlich wie in der Osternacht - eine Lichterprozession veranstaltete. Andere vermuten, dass man ursprünglich einen Satz aus dem Evangelium zum Martinsfest mit Lichtern veranschaulichen wollte, nämlich die Mahnung Jesu:

„Niemand zündet ein Licht an und stellt es unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit es allen leuchte, die im Haus sind“ (Lk 11,33-36). Mit der Zeit wussten wohl immer weniger Leute um diesen religiösen Sinn, oder sie haben aus der Lichterprozession eine romantische Spielerei gemacht, sie vielleicht auch verspottet.

Vor der Adventsfastenzeit wurde auch viel *Gebäck* gebacken, in unterschiedlichen Formen und mit Namen wie Martinshörnchen, Martinsbrot usw. Es bürgerte sich ein, dass am Martinstag Bettler und Arme von Haus zu Haus gingen und um milde Gaben bitten durften - der heilige Martin hatte ja ein Herz für die Bedürftigen und war ein Vorbild für das Teilen. Schüler und Studenten besorgten sich durch dieses „*Gabenheischen*“ ebenfalls Proviant und sangen in den Häusern kunstvolle Lieder. Doch mit der Zeit betrieben Kinder und Halbwüchsige dieses Gabenheischen so aufsässig und pöbelnd, dass es im 19. Jahrhundert den Bürgern zu bunt wurde. Darum hat man vor etwa 130 Jahren - beginnend im Rheinland - Schulen und Kindergärten beauftragt, für geordnete Lichterumzüge zu sorgen, oft mit Musikkapellen. Dazu schuf man auch die heute üblichen Martinslieder. Dabei achteten die Kirchen pädagogisch darauf, dass darin auch der

heilige Martin erwähnt wurde. Da seit der Aufklärungszeit der 11. 11. ein gewöhnlicher Werktag ohne Gottesdienstpflicht ist, denken auch immer weniger Erwachsene an diesen Heiligen, und der Martinstag wurde mehr und mehr zu einem Kinderfest.

R: Mir scheint allerdings, dass der heilige Martin auch uns Erwachsenen etwas zu sagen hat. Frühere Generationen haben ihn ja als Vorbild und Patron geehrt: Im Erzbistum München-Freising ist er Schutzherr von 91 Kirchen und Kapellen - beispielsweise der Basilika in Landshut. In Frankreich tragen 237 Städte und Dörfer und etwa 3600 Kirchen seinen Namen. Da hat auch das Herrscherhaus seine Verehrung gefördert: Schon 100 Jahre nach Martins Tod hat ihn König Chlodwig, nachdem er Christ geworden war, zum Schutzherrn der fränkischen Könige und ihres Volkes erklärt. - In welcher Zeit und Welt hat Martin denn gelebt?

L: Er lebte im 4. Jahrhundert nach Christus, von 317 bis 397: Das war eine noch weithin heidnische Welt. In dieser Welt hat Martin *den christlichen Glauben entdeckt und gelebt*. Noch wenige Jahre vor seiner Geburt wurden die Christen unter Kaiser Diokletian grausam verfolgt, denn sie galten als nicht staatsreu, weil sie sich weigerten, den Herrscher als Gott zu verehren. Erst 4 Jahre später, im Jahr 311, wurde den Christen erlaubt, ihren Glauben zu praktizieren. Das Christentum breitete sich zwar rasch aus, doch lebten überall im zerfallenden römischen Reich die heidnischen Kulte noch weiter.

Martins Eltern waren Heiden. Der Vater war ein höherer Offizier. Martin wurde im heutigen Ungarn geboren, wuchs aber in Pavia in Italien auf. Von dort stammte sein Vater. Martin hat wohl schon als Kind Christen kennen und schätzen gelernt. Mit 10 Jahren soll er gegen den Willen seiner Eltern um Aufnahme in den Kreis der Taufbewerber, der Katechumenen gebeten haben. Mit 12 Jahren erwachte in ihm der Wunsch, als Einsiedler in der Wüste zu leben, nach dem Vorbild von Christen in Ägypten, etwa dem heiligen Antonius, von denen er wohl gehört hat. Als Sohn eines Offiziers musste er aber nach den Bestimmungen der Kaiser mindestens 20 Jahre im Heer dienen. Eine militärische Karriere wünschte sicher auch sein Vater. So trat Martin mit 15 Jahren in die römische Armee ein und kam zur Reitergarde der Kaiser.

Sein Biograph Sulpicius Severus betont, dass Martin zum Kriegsdienst *gezwungen* wurde, denn er will ihn vom Vorwurf rein waschen, er habe Blut an den Händen. Darum schreibt er auch, er sei nur wenige Jahre lang Soldat gewesen. Immerhin war Martin auch im Kampfgebiet, in Gallien, dem heutigen Frank-

reich, eingesetzt. Dort, in Amiens, soll die Begegnung mit dem Bettler stattgefunden haben. Danach habe er sich mit 18 Jahren taufen lassen.

Innerlich habe er sich auch als Offizier ganz dem Dienst Christi verpflichtet gefühlt und - so gut es ging - ein christliches Leben geführt. Auf seine Kameraden habe er eher wie ein Mönch und nicht wie ein Soldat gewirkt. Seinen Diener habe er wie einen Bruder, nicht wie einen Knecht behandelt: „Er half bei schwerer Arbeit mit, unterstützte Arme, speiste Hungrige, kleidete Nackte, von seinem Kriegssold behielt er nur das für sich, was er für den täglichen Unterhalt brauchte.“

Gemäß seinem Biographen hat Martin seinen Militärdienst auf heldenhafte Weise aufgekündigt: Als sein Feldherr Julian in der Gegend von Worms seine Truppen zusammenzog, um die Alamannen zu schlagen, habe ihm Martin erklärt: „Bis heute stand ich in deinem Dienst. Nunmehr lass mich in den Dienst Gottes treten... Ich bin jetzt Christi Soldat, zu kämpfen ist mir nicht mehr erlaubt.“ Danach sei Martin kurz festgenommen, aber wieder frei gelassen worden. Vielleicht dauerte sein Militärdienst aber länger, als Sulpicius schreibt, und er ist wie andere Berufssoldaten nach der regulären Dienstzeit von 25 Jahren ausgeschieden. So oder so, haben ihn später manche als Patron der Kriegsdienstverweigerer verehrt.

R: Wahr ist, dass sich Martin in den Dienst Gottes stellen wollte. Allerdings musste er - wie alle, die sich für die Sache des Glaubens einsetzen wollen - erst noch herausfinden, auf welche Weise er das tun konnte. Sogleich reiste er 600 km weit von Worms nach Poitiers im Westen Frankreichs, um dort mit Bischof Hilarius zu reden. Er hatte wohl erfahren, dass Hilarius mutig den Glauben, dass Christus Gott und Mensch war, gegen die Anhänger des Arius verteidigte. Diese leugneten die Gottheit Jesu und hielten ihn nur für das höchste Geschöpf des Vaters. Bischof Hilarius wollte Martin gleich zum Diakon weihen, doch dieser meinte, er sei nicht würdig. Wahrscheinlich hat ihn dann Hilarius in den westlichen Balkan geschickt, wo die Lehre des Arius besonders verbreitet war. Kaiser Konstantius unterstützte die Arianer und ließ Bischöfe absetzen, die sich ihnen nicht anschlossen. So musste auch Hilarius in die Verbannung gehen.

Martin wollte nun in Ungarn seine Eltern, die wieder dorthin gezogen waren, für den Glauben gewinnen und danach die arianischen Priester und Bischöfe im heutigen Kroatien bekehren. Seine Mutter wurde Christin, sein Vater blieb Heide. Die Arianer aber wiesen ihn schroff ab. Ja, er wurde von ihnen mit Ruten gegeißelt und aus der Stadt vertrieben. Nun lebte er kurze Zeit als Einsiedler (Eremit) in der Nähe von Mailand. Von dort vertrieb ihn aber der arianische Bi-

schof. Darum zog er sich als Einsiedler auf die kleine Insel Gallinaria im Golf von Genua zurück.

Nachdem Kaiser Konstantius gestorben war (361), konnte Bischof Hilarius nach Poitiers zurückkehren. Sogleich rief er Martin wieder zu sich. Dieser unterstützte den Bischof in der Seelsorge, spürte aber auch eine Berufung zum Eremitenleben und richtete sich in Ligugé, 8 km südlich von Poitiers, eine Einsiedelei ein, in der lebte. War das nicht eigenbrötlerisch und egoistisch?

L: Keineswegs. Solche Einsiedeleien strahlten ja in die ganze Umgebung aus. Menschen kamen zu den Einsiedlern und suchten bei ihnen Rat und Trost. Martin zog auch oft übers Land, wenn man ihn zu Kranken rief. So wurde er bekannt und beeindruckte das Volk durch sein äußerst bescheidenes, asketisches Leben und sein Verständnis für die Nöte der Kranken und Armen. Die Leute erzählten zahlreiche Wunderheilungen von ihm; er soll sogar einen Pestkranken geheilt und ein totes Kind ins Leben zurückgerufen haben.

Bald schlossen sich ihm Brüder an, die auch leben wollten wie er. Aus seiner Zelle machte er ein Kloster - das erste in Frankreich. Auch als er später Bischof von Tours wurde, gründete er, drei Kilometer von der Stadt entfernt, an einem einsamen Ort ein Kloster (Marmoutier), genauer gesagt: Er lebte dort in einer Holzhütte, und um ihn sammelte sich eine Schar von etwa 80 Gleichgesinnten, die zum Teil in Felsenhöhlen hausten.

Angeregt hat ihn wohl das Beispiel der Mönche um Antonius, die in Ägypten in die Einsamkeit zogen, um ihr Glaubensleben zu vertiefen. Sie fanden, dass sich das Christentum in den großen Städten zu sehr dem Streben nach Wohlstand anpasste und mit dem Besuch von Gottesdiensten begnügte. Darum lebten sie arm und erprobten meditative Formen des Betens.

Das wollte auch Martin. Seine Mönche sollten nicht weniger asketisch leben als die in Ägypten, das heißt: Sich mit nur einer gemeinsamen Mahlzeit am Tag begnügen, ohne Wein, außer wenn einer krank war, mit Kleidern, die oft aus Kamelhaaren waren, ohne Erwerb von Land oder Besitz, allein von Almosen und der Mitgift lebend. Sie verstanden sich auch als Büsser - ein Gedanke, der uns heute eher fern liegt.

In einem Punkt unterschied sich dieses Ideal aber stark vom Mönchtum des Ostens: Martin ging nicht in die Wüste, sondern blieb in der Nähe der Stadt. Er verband Meditation mit seelsorglicher Tätigkeit, Gebet mit tätiger Nächstenliebe. Das Kloster sollte zu einem Ort der Verinnerlichung, der Spiritualität werden und geistig auf die Bevölkerung ausstrahlen. Das Kloster Marmoutier entwickelte sich zu einem Zentrum der Mission in Gallien, und diese Verbindung von

Mönchtum und Mission wurde später für andere Glaubensboten wie Korbinian, Bonifatius oder Willibald zum Vorbild.

Martin hat eine Mönchsbeziehung ins Leben gerufen, aber keinen organisierten Orden gegründet. Das tat eineinhalb Jahrhunderte später in Italien der Mönchsvater Benedikt und zwar weitgehend nach dem Vorbild des heiligen Martin.

Dieser hat also über Benedikt die Frömmigkeits- und Kulturgeschichte des Abendlandes mitgeprägt.

R: Wir können, auch wenn wir nicht in einem Kloster leben, in Martin ein Vorbild für das Bestreben sehen, die für uns passende Form des Nachdenkens und Betens zu suchen, damit unser Glaube lebendig bleibt und nicht in Gewohnheit erstarrt. - Indes war Martin nicht nur Mönch, sondern auch *Bischof*. Wie kam es dazu?

L: Er, der sich nicht einmal für würdig hielt, Diakon zu werden und als Einsiedler leben wollte, wünschte das überhaupt nicht. Im Jahr 370 war aber in Tours, 100 km nördlich von seiner Einsiedelei, der Bischof gestorben. Unter den Klerikern der Stadt war wohl kein überzeugender Kandidat für die Nachfolge, und so brachte man Martin ins Gespräch. Es gab zwar auch Gegner dieses Plans, darunter Bischöfe. Die sagten, so einen ärmlich gekleideten Mann mit ungepflegtem Haar könne man nicht wählen. Die Mehrheit stimmte aber für Martin. Nun hat man ihn mit einer frommen List in die Stadt gelockt. Ein Bürger aus Tours bat Martin, seine kranke Frau zu heilen. Das konnte der herzensgute Mönch nicht ablehnen und kam. Auch dem Dienst als Bischof hat er sich dann nicht versagt. 27 Jahre lang, bis zu seinem Tod, er hat dieses Amt mit aller Kraft wahrgenommen.

R: Es war nun eine andere Zeit. Die Kaiser Gratian und Theodosius förderten das Christentum und erhoben es schließlich (380) zur Staatsreligion, die ihre Völker zusammenhalten sollte. Die Bischöfe wurden den obersten Staatsbeamten gleichgestellt. Sie trugen beim Gottesdienst festliche Amtskleidung mit Stola und Manipel und beim Einzug in die Basilika wurden sie - entsprechend dem kaiserlichen Hofzeremoniell - von Weihrauchträgern an einen Thron begleitet. Bischöfe wie Hilarius und Augustinus hielten das für einen gefährlichen Prunk - andere fühlten sich hingegen dadurch aufgewertet. Auch Geistliche können eitel sein. Die Kaiser schenkten der Kirche auch Land, so dass sie reicher wurde. Martins Einstellung war klar. Er blieb seiner bescheidenen, demütigen Haltung treu: Er putzte sich selbst seine Schuhe und saß beim Gottesdienst nicht auf ei-

nem bischöflichen Thron, sondern auf einem Bauernschemel. - Was hat er für seine Diözese getan und bewirkt?

L: Seine größte Leistung war die *Missionsarbeit*. Er zog in die noch weitgehend heidnischen Landgebiete, auch über die Grenzen seines Bistums hinaus. Die heidnische Bevölkerung suchte er durch seine Predigt zu überzeugen, und sein Biograph meint wohl etwas verklärend, dies sei ihm manchmal so gut gelungen, dass die Menschen ihre heidnischen Tempel selbst zerstörten. Zweifellos hat er Menschen mit seinem Mut und seiner prophetischen Überzeugungskraft beeindruckt. Viel bewirkte aber auch sein Ruf als Wundertäter und Dämonenaustreiber.

Beim Zerstören von heidnischen Tempeln hat er allerdings auch manchmal die Initiative ergriffen. Inzwischen hatten ja kaiserliche Gesetze die Vernichtung heidnischer Tempel gefordert. Martin zögerte da nicht und hat schon auch mal einen Tempel abgerissen und an seine Stelle eine Kirche bauen lassen. Er war da ein Kind seiner Zeit und kannte den Wert der Religionsfreiheit für alle noch nicht. Die Pfarrgemeinden, die entstanden, hat er häufig mit seinen Mönchen besetzt und eifrig visitiert, um den Glauben zu festigen. Und das trotz der damaligen Reise Strapazen. Oft war er auch notdürftig in einem Anbau der Kirche, einer Art Sakristei untergebracht. Einmal wurde das Strohlager, auf dem er übernachtete, danach von frommen Frauen in heilkräftige Reliquien aufgeteilt.

R: Neben seinem Missionseifer werden auch sein *Freimut* gegenüber Herrschenden und seine *Barmherzigkeit* gerühmt. Freimut war gefordert, weil die neuen Herrscher die Kirche nicht nur fördern, sondern auch in sie hineinregieren wollten. Manche höhere Geistliche ließen sich gern an den kaiserlichen Hof in Trier einladen. Sie fühlten sich dadurch geehrt und erhofften wohl auch Vergünstigungen für sich, merkten aber nicht, dass sie damit auch gefügig gemacht wurden.

L: Martin dachte auch da anders. Er wollte gegenüber den Herrschenden seine Unabhängigkeit wahren. Als im Jahr 383 der Heerführer Maximus die Herrschaft an sich riss, sich Kaiser nannte und fünf Jahre über Gallien herrschte, lud er Bischof Martin mehrmals zur Tafel an seinem Hof in Trier. Martin lehnte wiederholt ab mit der Begründung, er könne sich nicht mit einem Mann an den Tisch setzen, der den einen Kaiser des Throns und den anderen des Lebens beraubt habe. Maximus musste sich rechtfertigen und sagte, er sei von den Soldaten zum Umsturz gezwungen worden und außerdem habe ihn Gott ja durch den Sieg bestätigt. Martin ließ sich überreden, wohl auch in der Hoffnung, Gutes

bewirken zu können. Aber er begegnete dem Kaiser nicht unterwürfig. Beim festlichen Mahl saß er neben dem Kaiser, sein priesterlicher Begleiter aber unter den hohen Beamten. Als der Diener, wie üblich, dem Herrscher die Trinkschale reichen wollte, ließ dieser sie zunächst Martin reichen in der Hoffnung, dieser werde sie, nachdem er getrunken hatte, ihm geben. Doch Martin reichte die Schale seinem Priester und demonstrierte damit, dass einem Priester ein höherer Rang zukommt als einem Herrscher. Dass Martin den Mut hatte, den Kaiser zurückzusetzen, wurde Tagesgespräch im Palast, und erstaunlicherweise hat es dem Kaiser und seiner Gemahlin sogar imponiert.

Trotzdem kam es zu einem Konflikt mit Maximus, der allerdings auch ein Konflikt mit anderen Bischöfen war, und in dem Martin unterlag. Es ging um Bischof Priscillian, der im Süden Frankreichs Anhänger um sich scharte. Er forderte von Klerikern und Laien eine übertrieben asketische Lebensführung. Zum Beispiel sollten die Gläubigen nicht heiraten oder wenigstens in der Ehe enthalten leben. Sie sollten keine irdischen Ehren annehmen, und die Kirche sollte sich durch den Heiligen Geist erneuern. Er verbreitete auch ungewöhnliche theologische Spekulationen. Kleriker, die sich in den neu erworbenen Annehmlichkeiten der Kirche gut eingerichtet hatten, bekämpften diese Bewegung - so, wie sie auch den betont bescheidenen Lebensstil des Martin ablehnten.

Auf einer Synode verurteilte eine Mehrheit Priscillian als Irrlehrer. Doch war dies seinen Gegnern nicht genug; sie schalteten auch Kaiser Maximus ein. Der wollte ihnen zu Gefallen sein und ließ ihn vonseiten des Staates zum Tode verurteilen. Obwohl Martin Priscillian auch für einen Irrlehrer hielt, protestierte er vehement dagegen, dass ein weltlicher Richter sich in eine kirchliche Angelegenheit einmischte und dass jemand wegen einer Irrlehre hingerichtet werden sollte. Ihm hätte der Ausschluss aus der Kirche, die Exkommunikation wohl genügt. Aber er konnte nicht verhindern, dass Priscillian und einige seiner Anhänger als „Zauberer“ verurteilt und hingerichtet wurden.

Danach fühlte sich Martin im Kreis der Bischöfe Galliens in der Minderheit und nahm an keinen Bischofsversammlungen mehr teil. Bei seinem Einsatz für Priscillian hatte er auch für Barmherzigkeit in der Kirche und in der Welt gekämpft. Sein Biograph schreibt darum: „In seinem Herzen wohnten nur Güte, nur Friede, nur Erbarmen.“

Hat Martin bei vielen Amtsbrüdern zu wenig Verständnis für seine Ideale gefunden, so war die Zustimmung, ja Verehrung des Volkes umso größer. Das zeigte sich nach seinem Tod. Martin befand sich gerade auf einer Visitationsreise in Candes, 40 km westlich von Tours. Dort gelang es ihm noch, einen Streit zwischen Klerikern zu schlichten. Dann befiel den 80-Jährigen ein Fieber, das ihn dahinraffte. Der Leichenzug zurück nach Tours wurde zum Triumphzug.

Von den Höfen, Dörfern und benachbarten Städten strömten die Menschen herbei. Bei der Beisetzung in Tours waren Tausende Mönche und geweihte Jungfrauen und eine riesige Volksmenge.

R: Was hat Martin von Tours uns Erwachsenen zu sagen? Ich denke:

1. Er ist ein Vorbild für ein Christsein, das sich nicht auf Gewohnheiten und Brauchtum beschränkt, sondern den Glauben immer wieder durch lebendiges Gebet vertieft, auch wenn wir dazu keine Einsiedler werden müssen.
2. Wir müssen uns auch nicht mit *einer* Mahlzeit am Tag begnügen, aber die asketische Lebensweise des heiligen Martin kann uns daran erinnern, dass innere Werte bei materieller Genügsamkeit erfüllender sind als ein aufwendiger Lebensstil und ein Konsum, der immer mehr haben will und die Umwelt schädigt.
3. Für die Amtsträger in der Kirche ist Martin eine Mahnung, nicht nach Reichtum, Macht und Glanz zu streben, sondern ihre Aufgabe demütig und froh als Dienst am Glauben und an den Menschen zu begreifen und sich vor allem den Benachteiligten u. Leidenden zu widmen. Das fordert ja auch Papst Franziskus.
4. Martin ist auch ein Beispiel für Missionseifer, für den Mut, unseren Glauben überall zu bekennen, wo es angebracht und nicht aufdringlich ist.
5. Schließlich ist Martin für Kinder wie für Erwachsene ein Vorbild christlicher Nächstenliebe nach dem Leitspruch: *Miteinander teilen wie St. Martin*. Dieses Vorbild mag weiterhin ausstrahlen, wie die folgende Geschichte zeigt.

L: Eine Studentin aus Belfast in Irland berichtet im Internet, sie sei wie jeden Dienstag mit dem Bus Nr. 10 unterwegs gewesen. Es war ein besonders kalter und nasser Abend. Wie immer fuhr der Bus an einem Obdachlosen vorbei. Heute stand er im strömenden Regen, sein T-Shirt war bis aufs Hemd durchnässt. Plötzlich hat der Busfahrer angehalten und den Mann zu sich heran gerufen. Er gab ihm eine große Plastiktüte und sagte, er habe gehofft, ihn heute zu sehen, denn er habe ihm einen Wintermantel gekauft. Der Bettler konnte sein Glück zunächst nicht fassen, denn er weigerte sich, das Geschenk anzunehmen. Aber der Fahrer war unerbittlich. Der Mann müsse das annehmen, denn er habe den Mantel eigens für ihn gekauft.

Die Studentin schreibt dann. „Noch nie habe ich ein Lächeln wie dieses auf dem Gesicht des Obdachlosen gesehen.“ Sie konnte auch kaum glauben, wie freundlich der Busfahrer zu ihm war. Es war dann ein wenig, wie es in einem Martinslied heißt: „Sankt Martin gab den halben still, der Bettler rasch ihm danken will. Sankt Martin aber ritt in Eil’ hinweg mit seinem Mantelteil.“ Denn als sich der Obdachlose bedanken wollte, musste der Bus weiterfahren. Die Zeitungen von Belfast suchen nun nach dem modernen St. Martin in ihrer Stadt.

